

xis erlebte ich immer deutlicher, daß die Muttersprache allein die Liturgie nicht lebendig erhielt. Auch die zunehmende Akzentuierung auf gesellschaftspolitische Aspekte (dritte Welt u. a.) – obwohl für das Glaubensbewußtsein dringend notwendig – hat auf längere Sicht den Gottesdienst nicht vor der Ausdünnung der religiösen Symbole bewahrt, im Gegenteil: eher selbst zu ihr beigetragen.

Meine eigene gottesdienstliche Praxis hat sich im Laufe vieler Jahre immer mehr verflüchtigt; zunächst aus einem schwer zu definierenden Unbehagen, dann aus zunehmend klarer sich abzeichnenden zwei Gründen. Der eine betrifft die Entleerung der religiösen Symbole. Je mehr ich durch meine theologische Arbeit zu tiefenpsychologischen Wurzeln, d. h. zu den Erfahrungsgrundlagen der Symbole gelangte, um so mehr empfand ich Erstarrung und Ferne von heutigen Lebenswirklichkeiten in den Riten. Auch wenn der detailbesessene vorkonziliare Rubrizismus für mehr Wahlmöglichkeiten geöffnet wurde, herrscht in Gottesdiensten doch noch immer der Geist eines liturgischen Formalismus. Auch neuere Zeichenhandlungen entkommen ihm nicht, wie z. B. der Friedensgruß. Kann ich den wirklich mit unbekanntem oder auch bekannten NachbarInnen jedesmal ehrlich austauschen? Ich gestehe, daß ich mich dazu nicht immer gerade im Gottesdienst geneigt fühle. Welche symbolische Kraft hat dann ein solches Zeichen – wie auch andere liturgische Vollzüge –, auf mein Leben einzuwirken und auf das der anderen, mit denen zusammen ich Gottesdienst feiere? Müssen überhaupt in jedem Gottesdienst dieselben oder ähnliche Einzelabläufe geschehen, müssen alle Anwesenden sich durchgehend gleich verhalten? Müssen Gottesdienste so wortreich sein, daß sie eine/n kaum zur Besinnung kommen lassen? Warum kann nicht mehr Stille Raum haben, die spirituelle Kraft entfalten und Kreativität freisetzen kann – vielleicht zum Schaffen neuer, lebendiger Symbole? Fraglich bleibt freilich, ob liturgischer Formalismus und rituelle Stilisierung sich grundlegend ändern lassen in einem von Dogmatismus und hierarchischen Strukturen geprägten kirchlichen System.

Mein zweiter Grund für das Distanznehmen zum Gottesdienst ist aus dem ersten hervor-

gewachsen. Er betrifft die männerorientierte und frauenferne Sprache der Liturgie. Diese paralyisiert selbst uralte, doch immer noch lebendige Symbole wie die der Osternacht, wenn nach dem Auflodern des Feuers, dem Anzünden der Osterkerze Texte ertönen voll abgezierter Erklärungen, mit Anrufungen von Gottes und Christi Herr-Sein und Herrschaft, von Gott dem Vater und Christus dem Sieger. Mit vielen Christinnen weiß ich mich in der Frage einig, warum wir uns eigentlich immer noch einem Gottesdienst aussetzen sollen, der eine Sprache spricht, in der zwar Väter und Söhne des Glaubens, nicht aber Frauen mit ihren Erfahrungen und Vorstellungen von Gott vorkommen.

Hoffnung setze ich heute nicht mehr auf kirchenamtlich zugelassene Veränderungen; sie gehen über Äußerlichkeiten kaum hinaus. Hoffnung verbinde ich mit dem Experimentieren durch freies liturgisches Gestalten in kleinen Gruppen an der Basis. Hier ist eine Rückkehr zu den seelischen Wurzeln der Entstehung religiöser Symbole möglich; hier kann die Erfahrung der Menschen in die symbolschaffende Imagination einströmen. Ich selbst habe solche schöpferischen Gottesdienste bisher nur in Frauengruppen erlebt und empfinde sie als Sternstunden spiritueller Erfahrung. Eine davon war hervorgegangen aus imaginativer Arbeit am Symbol von Kreuz und Auferstehung, bei der eine Frau sich selbst am Kreuz hängend erlebte und die Gruppe diese charakteristische Frauenerfahrung gemeinsam auf der Symbolebene verarbeitete. Das nachfolgende Abendessen wurde zu einem schweigenden Mahl von religiöser Intensität. Alle beteiligten Frauen haben es als einen Gottesdienst erlebt, der uns auch untereinander – ohne Worte und Texte – tief verband. Aus solchen und ähnlichen Erfahrungen sehe ich eine Regeneration vielleicht auch des durchschnittlichen Gemeindegottesdienstes hervorwachsen.

Angelika Pressler

Mein Weg in Eucharistieverständnis und -praxis

Beginnen möchte ich mit zwei biographischen Erinnerungsskizzen. Beide liegen schon einige Jahre zurück; beide bilden für

mich den Spannungsbogen, in dem sich meine Praxis und Reflexion liturgischen Feierns bewegt.

Die erste Szene hat eine zweitägige Pfarrklausur des Seelsorgeteams (sechs Personen) zum Inhalt. Auf selbsterfahrungsorientiertem Hintergrund ging es dabei mit Hilfe eines psychologischen Begleiters um Neuorientierung in der Teamarbeit, um Bewußtmachen arbeits- und gemeinschaftshindernder Teamstrukturen mit dem Ziel eines verbesserten gemeinschaftlichen Vorgehens. Beendet wurde das Seminar mit einer Eucharistiefeier. Verblüffend war nun folgendes: So lebendig und personbezogen sich der Seminarverlauf gestaltete, so unpersönlich und klischeehaft ritualisiert war die anschließende Meßfeier. Nichts von dem lebendigen Austausch und Engagement zuvor wurde im liturgischen Tun sichtbar.

Die zweite Szene ereignete sich während einer psychotherapeutischen Seminarwoche mit fast ausschließlich kirchenfernen TeilnehmerInnen. Gearbeitet wurde mit den Methoden der bioenergetischen Analyse nach Alexander Lowen. Am letzten Tag dieses „Workshops“ stand folgende „Übung“ auf dem Programm: Die Teilnehmenden sollten sich der Reihe nach jenen Personen zuwenden, vor denen sie besondere Achtung empfinden, die sie im Laufe der Woche schätzen gelernt haben, mit denen sie sich verbunden fühlen. Ausdrücken sollten sie diese Zuwendung durch Knien vor der jeweiligen Person. Diese wiederum sollte ihre Hände auf den Scheitel des oder der Knienden legen. Kniebeuge und Segensgeste – ein merkwürdiges Ritual in einem liturgie-, ja religionsfremden Kontext!

Auf der einen Seite die Unfähigkeit, durch liturgisches Feiern das im Alltag Erlebte verdichtet auszudrücken (Pfarrklausur); auf der anderen Seite das Bedürfnis nach einer Symbolik, die – zumindest für mich als Theologin – förmlich liturgische Luft atmete (Psychotherapeutisches Seminar).

Auch wenn diese beiden Skizzen, vor allem die erste, zugespitzte und subjektive Ausschnittserlebnisse sind, führen sie mir doch eines vor Augen: Die vom Psychoanalytiker und Sozialpsychologen Alfred Lorenzer aufgestellte und zugleich als scharfe Anklage der liturgischen Erneuerung des zweiten Vaticanums formulierte Hypothese einer ent-

sinnlichten Liturgie, einer Meßfeier als „Lehrveranstaltung ... mit curricular gegliederten Texten“¹, diese Hypothese ist nicht so ohne weiteres vom Tisch zu kehren. Freilich kann es im folgenden nicht darum gehen, sich näher mit Lorenzers Religionskritik auseinanderzusetzen². Aber die Jahre meiner seelsorglichen und liturgischen Praxis hindurch ist mir immer wieder die Kluft aufgefallen zwischen einer person- und dialogzentrierten Gesprächsseelsorge und einem Gottesdienst, der doch mehrheitlich von mangelnder Ganzheitlichkeit geprägt war. Nur in den seltensten Fällen wurde „Gottesdienst als Spielraum gläubigen Handelns“³, und zwar aller Beteiligten, erlebbar. Zu den beiden Faktoren „Ganzheitlichkeit“ und „Beteiligung aller“ gesellt sich noch ein dritter: Im Mittelpunkt steht letztendlich doch das einsame kultische Ritual des Priesters, der alleiniger Träger der Liturgie bleibt und insofern wie ein Filter sein kann, welcher die Unmittelbarkeit und die Erlebniskraft einer feiernden Gemeinde blockiert. Dies soll nun aber nicht heißen, daß die feiernde Gemeinde keine Person braucht, die dieses Geschehen leitet bzw. begleitet. Sie braucht sehr wohl jemanden, der mit den Symbolen und Ritualen der Liturgie umzugehen weiß, jemanden, der den Vollzug der Feier als wissender Helfer begleitet. Eine solche begleitende Symbolkompetenz⁴ vermisste ich aber bei sehr vielen geweihten Gottesdienstleitern. Nicht selten mache ich die Erfahrung, daß symbolisch gelungenes Handeln und Sprechen dann anzutreffen ist, wenn Laien – und hier vor allem Frauen – den Wortgottesdienst leiten. Diese stehen zwar vor der Schwierigkeit der Rollenakzeptanz und des Heraustretens aus vortruppten Gottesdiensten, sie nützen aber auch den frei gewordenen Raum zur Entfaltung von Kreativität und Phantasie. Eucharistie feiern kann ja nur heißen, daß hier mein ganzes Leben ins Spiel gebracht wird, durchdrungen vom Geist Gottes, ein-

¹ A. Lorenzer, *Das Konzil der Buchhalter*, Frankfurt 1981, 192.

² Ich verweise dazu auf die *Pastoraltheologischen Informationen*, 3/2 (1983) 14.

³ W. Hahne, *Vom Handwerk und von der Kunst, einen Gottesdienst zu leiten*, in: H. Gärtner, *Leiten als Beruf*, Mainz 1992, 89.

⁴ Vgl. dazu H. Stenger, in: *Pastoraltheologische Informationen* 1983, 199.

gebettet in die katholische Tradition, aber auch in die ganz konkrete gesellschaftspolitische Situation, in der ich und die Gemeinde stehen.

Ohne liturgische Feiern verzwecken zu wollen, muß doch das Moment der Lebensdeutung im Hier und Jetzt zum Ausdruck kommen. Mit Lebensdeutung ist hier das gemeint, was Dieter Funke sehr schön umschreibt mit heiligem Spiel, „welches um die Grundkonflikte menschlichen Daseins kreist: um Liebe und Haß, Ohnmacht und Hoffnung, Tod und Wiedergeburt, Schuld und Vergebung. Indem sie (die Gemeinde, d. V.) diese menschlichen Grundkonflikte in ihren Ritualen feiert, bietet sie zugleich Lösungen als Antwort Gottes und bewahrt sie somit vor dem Vergessen“⁵.

Liturgie als lebendiges, heiliges Spiel hat nichts zu tun mit dem Ausagieren privater Nischenfrömmigkeit, sondern wesentlich damit, daß die Spielerinnen und Spieler in Bezogenheit zueinander stehen und daß es dabei um lebendigen Kontakt und Anteilnahme geht. So wie christliche Liturgie im Laufe des Kirchenjahres die Grunderfahrungen des menschlichen Lebens zum Inhalt hat⁶, so muß der einzelne Gottesdienst auch von der Grunderfahrung der Bezogenheit getragen sein. Da genügt gleiches Tun, zeitgleiches Sprechen gleicher Formeln nicht. Ein „Kollektivmonolog“⁷ ist noch immer ein Monolog, pflegt noch immer eine normative Gemeinde. Um es in einem etwas kräftigen Bild auszudrücken: Schafe, die sich in einem Stall gemeinsam über das Heu hermachen, sind noch keine bezogene Gemeinschaft! Viel wird in diesem Zusammenhang zwar gesprochen von der Gemeinde als Subjekt der Liturgie, es wird sogar nicht selten darüber geklagt, daß sich zu viele noch in moderner Konsumhaltung liturgisch berieseln ließen, aber wurde dieselbe Gemeinde wirklich aus ihrer „Schafrolle“ entlassen und wurde der Aspekt der Kommunion und der Kommunikation entsprechend hoch gewertet?

Wenn ich zurückgreife auf die erste Erfahrungsskizze der Pfarrklausur, so kann ich

heute doch auch sagen: Zwar habe ich mich damals in der Eucharistiefeier als rechtes Schaf gefühlt, ich bin allerdings auch nicht auf die Idee gekommen, den leitenden Priester aus seiner Rolle des Handlungsmittlers und liturgischen Allein-Trägers zu entlassen und selber Verantwortung zu übernehmen. So hat es mich jahrelang immer wieder schmerzlich berührt, in Gottesdiensten Beziehungslosigkeit und Symbolaushöhlung mitzuerleben. Oder wie anders sollte ich z. B. die Umstände einer Krankensalbung bezeichnen, in der zwar in den Gebeten von der tiefen Symbolik des Öls und der heilsamen Bedeutung der Handauflegung gesprochen wird, das Öl aber alt und schlecht riechend, die Berührung flüchtig und kaum wahrnehmbar ist? Eine ähnliche zum Klischee verkommene Symbolik etwa im Gebrauch hauchdünner Hostien, bei denen kaum die Erinnerung an ein gemeinsames Essen aufkommen kann, stelle ich auch in vielen Eucharistiefeiern fest. Da war viel an Gesprächsbereitschaft und Sensibilität aller Beteiligten in meinem Arbeitsfeld notwendig, um eine Veränderung anzugehen.

Vielleicht ist doch ein Körnchen Wahrheit in einem Kurztext von Lothar Zenetti: Wenn sie hundert Katholiken fragen: Was ist das Wichtigste in der Kirche?, so werden sie antworten: die Messe. Wenn sie weiter fragen: Was ist das Wichtigste in der Messe?, dann werden sie antworten: die Wandlung. Wenn sie sagen: Das Wichtigste in der Kirche ist die Wandlung, die Veränderung, werden diese Hundert erstaunt die Köpfe schütteln.

Aber auch das habe ich erlebt: Ein Mann bittet vor einer schweren Operation um die Krankensalbung. Als der Priester seine Stirn und Hände salben will, schüttelt er den Kopf, zieht das Operationshemd hoch und deutet auf den Bauch mit den Worten: Hier bitte, da werde ich operiert, da will ich gesegnet sein.

Liturgie als Lebensdeutung, als sinnlich-symbolischer Ausdruck meines Daseins vor Gott, dies sind zwei wichtige Markierungspunkte auf meinem Weg in Eucharistieverständnis und -praxis.

⁵ D. Funke, *Der halbierte Gott*, München 1993, 101.

⁶ Vgl. dazu A. Grün – M. Reepen, *Heilendes Kirchenjahr*, Münsterschwarzach 1985.

⁷ A. Lorenzer, a. a. O. 190.